

Sportethik als Tugendethik? Klassische Haltungsbilder im Rahmen des modernen Breitensports

Peter Fonk, Passau

Die Ethik hat derzeit Hochkonjunktur. Kaum eine Diskussion über eine aktuelle Fragestellung – sei es über das neue Organspendegesetz, sei es über die Um- schichtung der Subventionen für soziale Aufgaben oder über den Erhalt des ökologischen Gleichgewichts unserer Mitwelt (und die Liste der Beispiele ließe sich noch lange fortsetzen) – die nicht auch die ethische Seite des Themas zur Sprache brächte. „Von ihr wird erwartet“, so stellte der in Fribourg (Schw.) dozierende Ordinarius für Theologische Ethik, Adrian Holderegger, fest, „daß sie in Bereichen, die uns fragwürdig vorkommen oder die uns zumindest mit Problemen beladen erscheinen, Orientierung vermittelt. Zustände und Entwicklungen sollen an Maßstäben gemessen werden, die uns sagen, was sein soll und was menschlich verantwortet werden kann.“¹ Bezogen auf die Situation des Sports, wie sie sich uns derzeit darstellt, die zugegebenermaßen so vielschichtig und facettenreich ist, daß die vereinfachende Rede von *dem* Sport gar nicht aufrechterhalten werden kann, sehen wir uns in der Tat mit einer Vielzahl von Problemen konfrontiert.

Die im Jahre 1990 verfaßte gemeinsame Erklärung der Kirchen mit dem Titel „Sport und christliches Ethos“ weiß denn auch ein breitgefächertes Spektrum solcher Probleme zu nennen, die aus in der Tat fragwürdig zu nennenden Auswüchsen besonders des Spitzensports erwachsen sind; negative Auswirkungen, die sich letztlich gegen den Sportler selbst und die gesamte Welt des Sports richten:

- „Sieg und Erfolg um jeden Preis
- Sportlerinnen und Sportler als ‚Instrument‘ in der Hand anderer
- manipulative Eingriffe und Doping
- Schwierigkeiten der Einordnung des Sports in das Lebensganze
- mangelnde soziale Absicherung (vor allem für diejenigen, die nie ganz an die Spitze kommen)
- Gefahr des sozialen Abstiegs nach dem Ende der ‚Karriere‘
- Kommerzialisierung, Politisierung und Nationalisierung.“²

¹ A. Holderegger, *Grundlagen der Moral und der Anspruch des Lebens. Themen der Lebensethik*. Freiburg (Schw.) 1995, 295.

² Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Sport und christliches Ethos. Gemeinsame Erklärung der Kirchen zum Sport*. April 1990, 9.

Diese genannten Phänomene sind keinesfalls marginal, denn der Sport hat in Wirtschaft und Gesellschaft schon längst seinen festen Platz, eine Spitzenposition, erobert. Mehr als 18% aller Nachrichten und Meldungen der deutschen Presseagentur befassen sich mit Vorkommnissen aus dem Sportbereich. Die telegenen Qualitäten des Sports prädestinieren ihn geradezu für das Fernsehen; und einzelne, besonders erfolgreiche Spitzensportler können sich als Werbeträger die sprichwörtliche goldene Nase verdienen. Die wachsende Zahl der Hersteller in Freizeit-, Sportartikel- und Sportbekleidungsindustrie hat inzwischen einen Wirtschaftszweig von beträchtlichem Ausmaß entstehen lassen.

Ohne jeden Zweifel ist es sehr zu begrüßen, daß derzeit mehr als 30% der Gesamtbevölkerung vereinsmäßig organisiert sind im Bereich des Breiten-, Freizeit- und Gesundheitssports und darüber hinaus die Zahl des nicht-organisierten sporttreibenden Anteils der Gesamtbevölkerung nach zuverlässigen Schätzungen etwa 26% beträgt. Das Erwachen eines neuen Körper- und Gesundheitsbewußtseins in der Bevölkerung bedeutet ein positives Zeichen; denn dem steht gegenüber, daß über die Hälfte der Todesursachen in der Bundesrepublik auf Herz- und Kreislauferkrankungen infolge von Bewegungsmangel, falscher Ernährung und Genußmittelmißbrauch zurückzuführen sind.

Diese positive Entwicklung ist aber von bisher nicht bekannten (oder so nicht bekannten) Problemen begleitet. Die gravierenden ökologischen Probleme, die durch Millionen von Skifahrern, Natur- und Wassersportlern für intakte ursprüngliche Lebensräume und die in ihnen beheimateten Tier- und Pflanzenarten entstehen, sollen hier nicht eigens diskutiert werden. Neben der bereits angesprochenen Tendenz zur Kommerzialisierung und Professionalisierung, die zur Folge hat, daß in der Realität des Spitzensports der Amateurgeist stillschweigend verabschiedet worden ist, neben der Gefahr auch, daß insbesondere der Spitzensport für politische Zwecke mißbraucht wird, stellt sich ein Problem auf einer noch tieferen, fundamentaleren Ebene.

Von einem einheitlichen Sinn des Sports – man denke etwa an die olympischen Spiele im antiken Griechenland, das Gentleman-Ideal im englischen Amateursport, wie es im 19. Jahrhundert seine Blütezeit erlebte oder die von Friedrich Ludwig Jahn gegründeten Turnvereine in Deutschland – kann heute nicht mehr gesprochen werden³. Somit ist ein einheitlicher Konsens über die wertmäßigen Grundlagen des Sports nicht mehr vorhanden. Das heißt aber nichts anderes, als daß ein zukunftsorientierter Sport sich verstärkt der Frage nach seinem Sinn und seinen ethischen Grundlagen wird zuwenden müssen. Mit anderen Worten: Hier ist auch die theologische Ethik oder Moraltheologie angesprochen und zur Stellungnahme gefordert.

³ Vgl. H. Sarkowicz (Hrsg.), *Schneller, höher, weiter. Eine Geschichte des Sports*. Frankfurt a. M. u. Leipzig 1996.

Sport als Thema der Theologie

Sport könne man nicht nach theologischen Gesichtspunkten betreiben, bemerkt eine in dieser Hinsicht völlig unverdächtige Publikation wie das „DJK-Werkbuch“.⁴ Dasselbe Buch verschweigt in dem Teil, der die Aufgabe und das Amt des geistlichen Beirats beschreibt, aber auch nicht, daß von seiten einiger Vereinsmitglieder oder gar des Vereins selber manches Mal Einwände gegen die Institution des „geistlichen Beirats“ erhoben werden. Von den fünf genannten Argumenten möchte ich mich einem besonders zuwenden. Es besagt:

„– viele Priester haben den Dualismus von Seele und Leib noch nicht überwunden. Weil sie sich in ihrer Tätigkeit vornehmlich um das Heil der Seele bemühen, verstehen sie nicht die Freude der Sportler am Erlebnis ihres Leibes. Die Seelsorger werden deshalb noch immer der Leibfeindlichkeit verdächtigt, da sie sich zu wenig um die Entfaltung des *ganzen Menschen* kümmern.“⁵

Was kann man einer solchen Kritik entgegenhalten? Bemerkenswerterweise klärt uns ein Blick in die Bibel, besonders in die Briefe des Apostels Paulus, darüber auf, daß dieser ganz selbstverständlich Metaphern und Vergleiche aus den sportlichen Wettkämpfen der Antike aufnimmt, um die Situation des Christen mit dem Bild des Wettkämpfers zu verdeutlichen. So können wir im ersten Brief an die Gemeinde von Korinth lesen:

„Ihr wißt doch, daß an einem Wettkauf viele Läufer teilnehmen. Aber nur einer von ihnen kann den Preis gewinnen. Lauft so, als ob ihr ihn gewinnen wolltet. Jeder Sportler, der trainiert, unterwirft sich strengen Regeln. Er tut es, um einen Kranz zu erhalten, der verwelkt. Aber wir tun es für einen Kranz, der nicht verwelkt. Darum laufe ich geradewegs auf die Ziellinie zu. Darum bin ich wie ein Boxer, der seine Schläge nicht vergeudet. Ich mache meinen Körper mit Schlägen hart und beherrsche ihn vollkommen. Ich möchte nicht andere zum Wettkampf auffordern und selbst als untauglich ausgeschieden werden.“ (1 Kor 9,24-27)

Kurz: die positive Aufnahme der Sportmetaphorik bei Paulus steht im Kontext der jüdisch-christlichen Tradition, in deren Verständnis der Leib den ganzen Menschen repräsentiert, und nicht etwa, wie in der griechischen Philosophie bei Platon, das Gefängnis der Seele ist, aus dem diese sich nach ihrem Tod endlich befreien kann. Allerdings ist dieses positive Verständnis der Leiblichkeit schon in der frühchristlichen Tradition zeitweilig ernstlich bedroht worden durch die Tendenz zur Leibfeindlichkeit, die sich im antiken Neuplatonismus erneut Raum verschaffte. Insgesamt aber kann man durchaus mit Recht das Urteil formulieren, daß das Christentum von seinem Wesen her der Leiblichkeit und der Leiberfahrung im Sport positiv gegenübersteht. Die Wurzeln der christlichen Kritik, die sich allerdings schon sehr früh entzündete, beziehen sich demzufolge nicht auf den Sport, sondern auf die mit ihm immer

⁴ DJK-Werkbuch. Hrsg. v. I. A. Burck, u.a., Düsseldorf 1992. 211.

⁵ DJK-Werkbuch, 326.

wieder verbundenen Auswüchse⁶. Als Zielpunkt der Kritik begegnen uns hier immer wieder zwei Extreme. Zum einen wird die zunehmende Verrohung der Arenaspiele kritisiert. Diese negative Tendenz wird verstärkt von einem Heroenkult, der immer übertriebenere Formen annimmt, sowie von einer Instrumentalisierung des menschlichen Leibes, die schon zur Idolatrie ausartet und so über den Umweg des Sports wieder in den Götterkult der Antike zurückzufallen droht. Zum anderen werden die Gladiatorenkämpfe als inakzeptabel für das ethische Bewußtsein des Christen angeprangert, weil sie gewöhnlich erst mit dem Tod eines der Arenakämpfer ihr blutiges Ende finden. Aus dem gleichen Grund lehnen Kirchenväter wie Tertullian und Novatian auch die Faust- und Ringkämpfe ab, weil sie oft genug in Gewalt ausarten und den Gegner, statt ihn nur sportlich zu besiegen, körperlich schwer verletzen können. Diese Kritik an den Zerrbildern des sportlichen Wettbewerbs, wie sie schon in der Antike vorkamen, schließt nicht aus, daß ein anderer Kirchenvater, wie etwa Clemens von Alexandrien, sportliche Wettkämpfe durchaus positiv bewertet, so lange sie sich an die Regeln der Fairneß und Achtung vor der Integrität des sportlichen Gegners halten.

Allerdings bleibt für die Zeit der Antike die Haltung vieler Kirchenväter zum Sport ambivalent. Genaugesehen richtet sich ihre Kritik nicht gegen die verschiedenen Sportarten selbst, sondern gegen das mit ihnen verbundene Ambiente. Dazu zählen vor allem der in ihren Augen übertriebene Starkult, wie er sich um die Sieger der Wettkämpfe entfaltete, und die Investition enormer Geldsummen, die man ihrer Meinung nach weitaus sinnvoller eingesetzt hätte, um die Not der Armen zu lindern.

Überspringen wir nun die folgenden eineinhalb Jahrtausende und begeben uns unmittelbar in das zwanzigste Jahrhundert. Auch hier treffen wir auf Seiten der Theologie und des kirchlichen Lehramtes beide Grundhaltungen gegenüber dem Sport an. Lob, Anerkennung und die Warnung vor Mißbrauch und Auswüchsen halten sich die Waage. So betrachtet Fritz Tillmann, einer der maßgeblichen Moraltheologen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, den Sport vor allem unter dem Gesichtspunkt der Leibeskultur und Persönlichkeitsbildung und erkennt ihm in dieser Hinsicht eine unverzichtbare Funktion zu. Pius XI. hingegen betrachtet mit Sorge die Verzweckung des Sports für die faschistische Propaganda der Nazis. Sein Nachfolger Pius XII. bewertet den Sport in erster Linie als eine Schule der Tugend, als eine hervorragende Form der Persönlichkeitsbildung, weil so die Tugenden der Mäßigung, der Beherrschung, der Geduld und des Verzichts eingeübt und trainiert werden können.

⁶ Vgl. H. Sarkowicz, op. cit., 27-53.

Es fällt ins Auge, daß in den unterschiedlichen Einstellungen zum Sport immer wieder die individualethische Sicht dominiert. Erst das II. Vatikanische Konzil brachte die sozialethische Sicht des Sportes ins Spiel, indem es ihm die Aufgabe zubilligte, zum psychischen Gleichgewicht nicht nur des einzelnen, sondern der Gesamtgesellschaft sowie zur Anknüpfung brüderlicher Beziehungen zwischen Menschen aller Lebensverhältnisse, Nationen oder Rassen beizutragen⁷.

Unabhängig aber von der individualethischen oder sozialethischen Betrachtungsweise des Sportes wird immer wieder sein moralpädagogischer Aspekt betont. Damit stellt sich aber unabsehbar die Frage, was der maßgebliche Zielgedanke der Persönlichkeitsbildung im Sport nun mit Tugend und Moral zu tun hat?

Diese erste Frage hat unmittelbar die zweite zur Folge, was denn eigentlich christliche Moral sei.

Christliche Moral, so lautet eine erste und doch zugleich das Wesen schon zutreffend erfassende Antwort, ist zuerst und vor allem die Lehre vom Menschen. Mit anderen Worten: christliche Morallehre handelt über das christliche Richtbild des Menschen. Diese Antwort ist geeignet, zunächst Erstaunen hervorzurufen.

Das genuine Anliegen theologischer Ethik

Schon vor mehr als sechzig Jahren zog der Philosoph Josef Pieper eine Bilanz, kritisch und ernüchternd zugleich, deren Aktualität bis heute anhält⁸. Bemerkenswerterweise komme der heutige „Normalchrist“ kaum noch auf den Gedanken, in der Moral- oder Sittenlehre etwas über das wahre und gute Sein des Menschen erfahren zu können. Dieser Sachverhalt ist im übrigen der hochmittelalterlichen Christenheit noch etwas Selbstverständliches gewesen. Statt dessen assoziieren Menschen heute mit dem Begriff „christliche Moral“ spontan den erhobenen Zeigefinger. Folglich verbinden sie mit dem engverwandten Begriff „christliche Morallehre“ die Vorstellung einer Lehre vom Tun und Lassen, von Dürfen und vor allem vom Nicht-Dürfen, vom Gebotenen und vor allem vom Verbotenen. Gerechterweise muß man hinzusetzen, daß die christliche Moralverkündigung es den Menschen nicht eben leichtgemacht hat, etwas anderes zu erwarten. Ein Blick in die Geschichte der Moraltheologie, die sich über weite Strecken als minutiös entfaltete Kasuistik darstellte, vermag aufzuzeigen, daß solche Einschätzung keineswegs böser Absicht entspringt, sondern durchaus ihre Wurzeln in der Realität der Moralkatechese hat. Die Restriktion

⁷ *Gaudium et spes*, Art. 61.

⁸ J. Pieper, *Über das christliche Menschenbild*. Leipzig 1936.

der Moraltheologie auf eine Disziplin zur Unterscheidung zwischen läßlichen und schweren Sünden, insbesondere die übermäßig starke Betonung des 6. Gebotes, ist an der Entwicklung eines solchen Vorverständnisses nicht unbeteiligt.

Natürlich trifft es zu, daß christliche Morallehre *auch* vom Tun und Lassen, von Pflichten, Geboten und menschlichem Fehlverhalten, verstanden als Schuld und Sünde, handelt. Aber ihr primäres, alles andere begründende Thema ist dieses: Das richtige Sein vom Menschen, das Bild vom guten Menschen. Thomas von Aquin, einer der bedeutendsten Theologen in der Geschichte der abendländischen Christenheit, hat diese fundamentale anthropologische Option, die aller normativ formulierten Morallehre immer schon vorausliegt, in sieben Thesen zusammengefaßt. Man kann sie etwa folgendermaßen wiedergeben:

1. These: Der Christ ist ein Mensch, der aus dem Glauben an die Wirklichkeit Gottes lebt.
2. These: Der Christ lebt aus der Hoffnung auf die endgültige Erfüllung seines Weges im Ewigen.
3. These: Das Grundmotiv alles christlichen Handelns entspringt der Bejahung Gottes und des Mitmenschen.
4. These: Der Christ ist klug, das heißt, der Blick für die Realität ist ihm nicht nur ein pragmatisches Postulat, sondern geradezu die Eintrittsbedingung in den Bereich sittlich verantworteten Handelns und Verhaltens.
5. These: Der Christ ist gerecht, das heißt er akzeptiert sowohl die berechtigten Wünsche und Interessen der anderen wie auch seine eigenen. Beide versucht er in einem ausgewogenen Balanceverhältnis miteinander zu vermitteln.
6. These: Der Christ ist tapfer, mit anderen Worten er ist bereit, für die Verwirklichung der Gerechtigkeit bis zur letzten Konsequenz einzustehen, persönliche Benachteiligungen, die Bedrohung der körperlichen Integrität, ja, wenn es sein muß, sogar den Tod hinzunehmen.
7. These: Der Christ hält Maß, das heißt, er ist bereit anzuerkennen, daß sein Haben-Wollen und sein Genießen-Wollen an Grenzen ihrer Erfüllung stoßen, die zu überschreiten keine neuen Freiräume eröffnen, sondern das Maß alles Menschlichen nur noch zerstören würde⁹.

Gerade die letztgenannte dieser sieben Grundhaltungen wird heute, im Kontext der ökologischen Diskussion und der Nachhaltigkeit als Kriterium der Technikfolgenabschätzung, zunehmend wiederentdeckt.

Die Anordnung dieser sieben Thesen läßt erkennen, daß die ursprüngliche Morallehre, die klassische theologische Ethik als Darlegung des Menschenbildes, wesentlich die Vermittlung von Grundhaltungen und Grundwerten ist. In klassischer Terminologie gesprochen: Ethik, sowohl die philosophische wie auch die theologische, ist zunächst und von ihrem Wesen her als Tugendlehre

⁹ ebd. 14f.

angelegt. Die große Leistung des Thomas von Aquin bestand darin, daß er die von Ambrosius übernommene Vierzahl der Kardinaltugenden – nämlich Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß – mit der bei Paulus im 1. Korintherbrief dargelegten Dreizahl der göttlichen Tugenden – nämlich Glaube, Hoffnung und Liebe – zu einem umfassenden Sieben-Tugend-Schema verschmolzen hat. Damit war der ganze Bereich christlichen Handelns abgedeckt.

An dieser Stelle sollen aber noch einige klärende Bemerkungen erfolgen zum Begriff der Tugend selbst. Obwohl er heute vielfach ersetzt worden ist durch den gebräuchlicheren Begriff des Wertes oder Grundwertes, verfügt der Tugendbegriff über einen noch umfassenderen Bedeutungsgehalt. Deshalb spricht sehr viel für die Annahme, daß die Verwendung des weniger selbstverständlichen Tugendbegriffs, der sich heutigem Verständnis zunächst sperrt, das Eindringen in die tiefergehende Sinndimension des Ethischen fördert.

Persönlichkeitsbildung und Aneignung moralischer Kompetenz

In den 30er Jahren dieses Jahrhunderts hielt der französische Dichter Paul Valéry eine Rede vor der Académie Française, die später einigermaßen berühmt wurde. In dieser Rede äußerte er von dem Wort Tugend, daß es tot sei oder zumindest aussterbe. Den Beweis für seine Vermutung sah er darin, daß dieses Wort nur noch im Katechismus, in der Akademie oder in der Operette anzutreffen sei¹⁰.

Doch selbst wenn wir zugestehen müssen, daß in einer zunehmend entchristlichten Welt dem Menschen das Gute schon sprachgebrauchlich als lächerlich hingestellt wird, dürfen wir dennoch nicht verschweigen, daß die christliche Moral-Literatur und Moral-Katechese nicht unbeteiligt daran sind, daß der Zugang zum genuinen Sinn des Begriffs und der Wirklichkeit Tugend teilweise verstellt worden sind. Denn im Unterschied zu einem heute weitverbreiteten Mißverständnis bedeutet Tugend nicht die Bravheit oder Ordentlichkeit eines Tuns oder Lassens, meint nicht angepaßtes Duckmäusertum oder den Verzicht auf die Verwirklichung der in einem selbst liegenden besten Möglichkeiten. Das Gegenteil ist der Fall. Der Begriff Tugend beinhaltet vielmehr, daß der Mensch seine besten Möglichkeiten erkennt und verwirklicht. Anders gesagt: Der Begriff Tugend hängt auf das Engste zusammen mit dem Gelingen des eigenen Lebens. Dieser Kerngedanke führt uns auf eine ganz wesentliche Frage – die Frage nämlich: Welches Anliegen bewegt die moralische Erziehung des Menschen? Welchem Ziel dient sie? Geht es darum, einen Katalog von Geboten und Verboten einzuschärfen, die allesamt peinlich genau und mit sklavischem Gehorsam zu befolgen sind?

¹⁰ ebd., 11.

Dagegen ließe sich sofort der Einwand formulieren: Wenn es sich so verhielte, dann wäre moralische Erziehung in der Tat nichts anderes als Dressur.

Zur Klärung dieser Frage ist es sicher hilfreich, wenn wir uns zurückbegeben bis an die Wurzeln unserer abendländischen Ethik. Der älteste systematisch konzipierte Gesamtentwurf einer Ethik, die uns heute vorliegt, stammt aus dem 4. Jahrhundert vor Christus. Sie ist heute bekannt unter dem Titel „Nikomachische Ethik“. Ihr Verfasser ist der griechische Philosoph Aristoteles. Der Titel der Schrift erklärt sich im übrigen daher, daß Aristoteles sie in pädagogischer Absicht für seinen Sohn namens Nikomachos verfaßt hat. Es ist gewiß nicht übertrieben zu behaupten, daß die Nikomachische Ethik gleichsam die Magna Charta jeder lebensweisheitlich inspirierten Tugendethik sei, eine reiche Fundgrube für jeden, der sich mit grundlegenden Fragen der Ethik, ihres Anspruchs, ihrer Thematik und der Lebbarkeit der in ihr theoretisch formulierten Einsichten beschäftigt. In der Nikomachischen Ethik finden wir eine Fülle von grundlegenden Einsichten vor, die ohne Zweifel heute noch so aktuell sind wie damals. Die erste, alles andere begründende Definition der Ethik und ihres Verhältnisses zu den übrigen Disziplinen der damals bekannten Wissenschaft erweist sich als äußerst folgenreich. Die Ethik, so erkennt Aristoteles ihr von Beginn an zu, ist keine theoretische Wissenschaft wie etwa die Mathematik oder die Metaphysik, sondern eine praktische Disziplin. Ihr Gegenstand ist das richtige und gute Handeln des Menschen, woraus der Philosoph im weiteren wie selbstverständlich die Bestimmung herleitet, daß sie es mit dem Leben selbst zu tun habe. Diese Definition gewinnt vor allem Bedeutung, wenn wir uns bewußt machen, daß das Leben keinesfalls immer mit logischer Folgerichtigkeit feststehenden Gesetzen oder Regeln folgt, wie es etwa in der Mathematik der Fall ist. Das Leben wird bestimmt von einer Vielzahl von spontanen Ereignissen, die sich im vorhinein gar nicht festlegen lassen. Immer wieder bricht sich in ihm ein Überschuß des Individuellen durch, der sich nicht in allgemeingültige Gesetze fassen läßt. Normen und Gesetze betreffen den „Normalfall“ des Handelns, aber sie stoßen an Grenzen ihres Geltungsbereichs, weil sie schon per definitionem nicht jeden Einzelfall adäquat berücksichtigen können. So gesehen liegt es für den Gegenstandsbereich der Ethik nahe, daß er nicht nur die verallgemeinerbaren Normen und Gesetze des Handelns reflektieren, sondern ebenso den nicht mehr verrechenbaren „Rest“ des Biographischen, die je eigene Lebensgeschichte mitberücksichtigen muß, welche sich gegen jede Form der Schematisierung sperrt. Deshalb darf sich moralische Erziehung nicht darauf beschränken – denn damit würde sie ihrem Auftrag gar nicht gerecht –, möglichst viele Normen und Vorschriften einzuschärfen in der Hoffnung, sie könne somit das gesamte Leben abdecken und Entscheidungssicherheit für alle nur vorstellbaren Situationen antizipieren. Dieses Ansinnen ist psychologisch gesehen durchaus verständlich, und es ist auch berechtigt, so

lange man sich dessen bewußt bleibt, daß dieses Ziel nur approximativ, mit moralischer Gewißheit erreichbar ist. Wenn man diese wesentliche Einschränkung außer Acht läßt, wird das ganze Unternehmen von vorhinein eine ähnliche Erfolgsaussicht haben wie der schon sprichwörtlich gewordene Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel, wobei in diesem Falle das Leben selbst in all seiner Farbigkeit und seinem Facettenreichtum eine atemlos hinterherhetzende Gesetzesethik immer schon überholt hätte. Eben weil es in der moralischen Erziehung gar nicht möglich ist, für jeden denkbaren Konflikt- und Entscheidungsfall ein sozusagen maßgeschneidertes Lösungsmodell normativ festzulegen und zu verallgemeinern, muß die moralische Erziehung sich auf ein fundamentaleres, allen zufälligen historischen Konstellationen vorausliegendes Ziel richten. Ihr Adressat kann deshalb nur der handelnde Mensch selbst sein. Primäres Ziel der Ethik muß es deshalb sein, den Menschen selbst in den Stand zu setzen, eigenverantwortlich zu handeln und situationsgerecht richtig zu entscheiden.

In heutigem Sprachgebrauch würden wir wohl auch sagen, ihr primäres, alles andere erst begründende Ziel bestehe darin, den Menschen zur eigenverantwortlich handelnden Persönlichkeit zu erziehen. Aristoteles vergleicht deshalb das Leben bzw. den ethischen Grundauftrag, den jeder Mensch in seinem Leben verwirklichen soll, mit einem Bild und dem dazugehörigen Rahmen. Dieses Bild weist freilich die Besonderheit auf, daß jeder Mensch wohl über den Rahmen verfügt, doch auf der Oberfläche der in diesem Rahmen eingespannten Leinwand kein fertiges Gemälde, sondern nur einige, das spätere Bild erst umrißhaft andeutende Grundlinien vorfindet. Der übertragene Sinn dieses Vergleichs liegt auf der Hand. Der Rahmen und die wenigen vorgezeichneten Grundlinien entsprechen gewissen unverzichtbaren Grundnormen und den Gesetzen, die zum Schutze des Humanums sowie eines stabilen Sozialgefüges absolut notwendig sind; als Christen dürfen wir wohl auch sagen: sie entsprechen den in der Schrift bezeugten und geoffenbarten Normen christlichen Handelns – den Zehn Geboten. Die wichtigste Aufgabe jedes Menschen besteht in der Sicht der Nikomachischen Ethik nun darin, jeweils die feineren Linien selbst einzzeichnen, bis sein Lebensbild vollendet und stimmig geworden ist. Das Menschenbild der Nikomachischen Ethik ist positiv und optimistisch gefärbt; denn Aristoteles ist der festen Überzeugung, daß jeder Mensch – bei entsprechender Unterweisung und moralischer Erziehung – das auch *könne*, was er ethisch gesehen *solle*¹¹. Diese Fähigkeit zu eigenverantwortlichem Handeln, die zugleich das Charakteristische einer gereiften und fortentwickelten Persönlichkeit ausmacht, bezeichnet der Stagyrit als *Tugend*. Und es ist ein bleibendes Vermächtnis und zugleich ein kritischer Maßstab für jede heutige Form

¹¹ N.E. 1098a 20-30.

ethischer Reflektion, daß die älteste Form systematischer Ethik überhaupt in dieser, grundlegend an der Persönlichkeitsbildung ausgerichteten Tugendethik der griechischen Klassik besteht. Der pädagogische Impetus der klassischen Tugendethik ist also darauf angelegt, daß der Mensch das Optimum seiner guten Möglichkeiten, das Äußerste dessen, was einer anthropologisch und ethisch gesehen sein kann, zu realisieren lernt.

Die Frage, die sich jetzt unabweisbar stellt, wird dann freilich lauten, wie das denn gehen könne; anders gesagt, wie denn dieser Prozeß initiiert wird? Für Aristoteles liegt die Antwort auf der Hand. Der Mensch erwirbt sich moralische Kompetenz durch Einübung. Dies geschieht vorab dadurch, daß er sich an entsprechenden Vorbildern orientiert und sein eigenes Handeln ihrem Beispiel entsprechend ausrichtet. Kurz: Der Prozeß einer gelingenden moralischen Erziehung hängt nicht primär an der Vermittlung normativer Sollenssprüche, sondern am Erleben glaubwürdiger Vorbilder in der eigenen Lebensgeschichte.

Klassische Haltungsbilder in sportethischer Perspektive

Mit diesem, von der aristotelischen Tugendethik weiterentwickelten Gedanken, ist nun aber der Brückenschlag zur Themenstellung vollzogen. Die bereits zitierte gemeinsame Erklärung der Kirchen mit dem Titel „Sport und christliches Ethos“ hebt die Bedeutung von Vorbildern in dem soeben genannten Sinne deutlich hervor. Wir stoßen dort auf die folgenden Sätze:

„Junge Menschen werden durch das Beispiel von Spitzensportlern angeregt, Sport zu treiben und nach Leistung zu streben. Wir brauchen deshalb Menschen im Spitzensport, denen es gelingt, sportliche Höchstleistungen mit einer ethischen Einstellung zu verbinden und den Bezug zu anderen Lebensbereichen aufrecht zu erhalten: zu Familie und Freunden, Studium und Beruf, Politik und kirchlichem Leben.“

In diesem Sinne Vorbild im Spitzensport zu sein, ist nicht leicht, weil hoher Trainingsaufwand, finanzielle Abhängigkeit und der scheinbare Widerspruch zwischen Fairneß und Erfolg dem entgegenstehen.

Obwohl diese Vorbilder selten sind, können gerade sie zeigen, was Sport für den Menschen bedeutet und zugleich, wo Sport und Sportler ihre Grenzen haben.

Jeder Teilnehmer beim sportlichen Wettkampf muß darauf bedacht sein:

- die Regeln nicht nach ihrem Buchstaben, sondern nach ihrem Sinn einzuhalten;
- Sieg und Rekord nicht mit unerlaubten Mitteln (auch wenn diese nicht entdeckt werden können), sondern mit den eigenen Kräften anzustreben;
- beim Wettkampf anzuerkennen, daß auch der Konkurrent das Recht hat, seine Fähigkeiten zu entfalten;
- im Sieg bescheiden und in der Niederlage nicht verzweifelt zu sein.

Manche Sportler sind in diesem Sinn Vorbilder, ohne von sich aus ständig darauf hinzuweisen.¹²

Tatsächlich sind hier die klassischen Merkmale dessen angesprochen, was die Antike und das christliche Hochmittelalter unter Tugend verstanden haben.

¹² ebd. 18f.

Diese Beobachtung wird noch einmal unterstützt durch die nur wenige Seiten zuvor erfolgte Umschreibung dessen, was Fairneß – die sportliche Tugend schlechthin – auszeichnet. Von ihr, der Fairneß, heißt es dort, daß sie ja nicht nur das Beachten von Regeln und Normen beinhaltet, sondern zuallererst für eine Grundhaltung des Menschen stehe: Die unbedingte Achtung des Gegners und die Wahrung seiner körperlichen und seelischen Unversehrtheit¹³. Dasselbe noch einmal mit anderen Worten gesagt, bedeutet doch wohl, daß eine Sportethik auf dem tragfähigen Fundament sittlicher Grundhaltungen aufruhen müsse. Die Antike und die spätere abendländisch-christliche Tradition in der Ethik haben diese als Tugenden bezeichnet. Aus der gemeinsamen Erklärung der Kirchen zum Sport geht hervor, daß der im Begriff Fairneß beschlossene Bedeutungsgehalt unmittelbar an diese Tradition anknüpft.

Es liegt deshalb nahe, nun am Ende dieser Überlegungen sozusagen die Probe aufs Exempel zu machen, ob diese klassischen Haltungsbilder oder Tugenden in der bei Thomas von Aquin vorgelegten Siebenzahl sich sinnvoll übersetzen lassen in Haltungsbilder, die einer zeitgemäßen Ethik des modernen Breitensports zugrundegelegt werden können.

– *Gerechtigkeit*: Die erste dieser sogenannten Kardinaltugenden läßt sich verhältnismäßig einfach in eine zeitgenössische Terminologie der Sportethik übersetzen. Sie entspricht der bereits genannten Zentraltugend der Fairneß, denn sie gebietet, nicht nur die Menschenwürde des sportlichen Gegners zu respektieren, sondern ihm darüber hinaus auch das Zukommen zu lassen, was ihm unveräußerlich zusteht. Sie impliziert die Anerkennung der schlichten Tatsache, daß auch der andere im sportlichen Wettkampf ein ebenso berechtigtes Interesse daran besitzt, zu siegen oder zumindest einen der vorderen Plätze zu erringen. Wenn wir uns aber selbst die Berechtigung dieses Interesses zugestehen, dann kann im Sinne der Gleichbehandlung der andere im Wettkampf ein Gleicher von uns verlangen.

– *Tapferkeit*: Natürlich wäre es ein vergröberndes Mißverständnis, Tapferkeit in dem von uns gemeinten Sinne als Synonym für einen besonders entwickelten Angriffsgeist, etwa beim Boxkampf, zu verstehen oder sie gar noch als klassischen Vorläufer des heutentags nicht selten gewünschten Killerinstinks geborener Siegernaturen im sportlichen Wettkampf auszudeuten. Tapferkeit als ethische Grundhaltung im Sport meint vielmehr die Bereitschaft, auch schwierige Situationen auszuhalten, Durststrecken zu bestehen und auch in der Niederlage nicht am Wert der eigenen Person zu zweifeln.

– *Klugheit*: Sie bietet im Sport den sichersten Schutz vor Fanatismus. Nicht zu verwechseln mit Trickreichtum und Raffinesse, die im Grund depravierte Abkömmlinge der tugendgemäßen Klugheit darstellen, schärft sie den Blick für

¹³ ebd. 16.

das Angemessene und Realitätsgerechte. Sie gebietet, die eigenen Stärken ebenso realistisch einzuschätzen wie die persönlichen Schwächen und sich dementsprechende Ziele zu stecken.

– *Maß*: Die Tugend des Maßes oder des Maßhaltens stellt den Sportler vor die Aufgabe, die rechte Mitte zu finden zwischen Überforderung und Unterforderung. Beide Extreme sind dem Sportler nicht zuträglich; denn während diese die besten Kräfte eines Menschen gar nicht genügend freisetzt und zur Entfaltung bringt, verleitet jene zum Raubbau an der Gesundheit und wirkt selbstzerstörerisch. Die Tugend des rechten Maßes steht deshalb in engem Zusammenhang mit der Klugheit: Erst die sinnvolle Einteilung der eigenen Kräfte bringt den Sportler voran.

– *Glaube*: Er umspannt in diesem Zusammenhang eine doppelte Dimension. Zum einen wird dem Sportler, der aus der Kraft des Glaubens lebt, immer wieder deutlich, daß der Sport keine Ersatzreligion sein kann und darf. Nur Gott selbst kommt es zu, das Endziel aller menschlichen Bemühung darzustellen, dem sich alle anderen Ziele als vorläufige unterordnen müssen. Zum anderen meint dieser Glaube aber auch den Glauben an sich selbst, das heißt an den Wert und die Würde der eigenen Person, die unabhängig von sportlichem Erfolg oder Mißerfolg bestehen und dem Menschen allein deshalb zukommen, weil er von Gott geschaffen ist und geliebt wird, ohne daß er sich die Liebe und Zuwendung Gottes durch besondere Leistungen erst verdienen müßte.

– *Hoffnung*: Auch ihr kommt eine wichtige Bedeutung zu; denn ein Sportler, der aus der Hoffnung auf das Überzeitliche und Ewige lebt, vermag auch eine Niederlage eher zu akzeptieren. Im Blick auf die unsere Zeitlichkeit erst ermöglichte und sie umspannende Ewigkeit Gottes wird ihm deutlich, daß auch die Niederlage immer nur eine vorläufige ist. Die alltagsweisheitliche Erkenntnis, daß das Leben immer wieder weitergehe, kann sich im Lichte gläubiger Hoffnung weiterentwickeln zu der festen Zuversicht, daß das, was mir heute vielleicht noch nicht gelungen ist, morgen oder übermorgen schon von Erfolg gekrönt sein kann. Der hoffende Mensch wird niemals resigniert sagen: „Ich schaffe es nicht“, sondern sein Motto lautet: „Heute habe ich es noch nicht geschafft, doch morgen oder übermorgen wird es mir gelingen.“

– *Liebe*: Sentimentale Gefühlsverklärung ist hier selbstverständlich nicht am Platz. In unserem Sinne meint sie vielmehr die positive Grundkraft allen ethischen Handelns. Sie entfaltet somit eine doppelte Relation. Zum einen wird sie wirksam als Liebe zu sich selbst oder auch als Annahme seiner selbst, das heißt, dieses grundsätzliche Ja zur eigenen Existenz kann dazu anspornen und ermutigen, das Optimum dessen anzustreben, was einer sportlich und menschlich erreichen kann. Nichts anderes ist ja wohl mit dem klassischen Begriff der Tugend gemeint. Ebenso hilft die Liebe zu sich selbst aber auch, daß einer sich annehmen kann in seinen vorgefundenen und nicht mehr überschreitbaren

Grenzen, so daß er nicht seine besten Kräfte zerreibt in dem verzweifelten Versuch, ein anderer zu sein als der, der er nun einmal ist und zugleich von Gott so gewollt ist. Zum anderen hat Liebe in unserem Zusammenhang auch den positiven Sinngehalt einer Liebe zum sportlichen Konkurrenten. Im Grund handelt es sich um eine Variante der Nächstenliebe im allgemeinen christlichen Sinne, so wie sie uns in der Goldenen Regel von Jesus beispielhaft vor Augen geführt wird. Die Liebe zum Nächsten und die Liebe zu sich selbst werden in der Goldenen Regel unlösbar miteinander verknüpft. Das heißt aber nichts anderes, als daß ich meine eigenen, ethisch vertretbaren Bedürfnisse und Interessen ausbalancieren muß mit den ebenso vertretbaren und berechtigten Interessen des anderen. Nicht Preisgabe oder gar Verleugnung der eigenen Wünsche gebietet die Nächstenliebe, sondern im Grunde das Einnehmen eines dritten, übergeordneten Standpunktes, der die eigenen Wünsche und die Wünsche des anderen als gleichberechtigt miteinander zu vermitteln sucht.

Damit sind diese Überlegungen zumindest an ihr vorläufiges Ende gestoßen. Das Thema war als Frage formuliert, und der Versuch, sie einer Antwort zuzuführen, konnte nur einige, doch bei weitem nicht alle Aspekte zur Sprache bringen. Dennoch – so viel ist deutlich geworden: Die Antwort darf als zustimmend-bekräftigendes Ja ausfallen, und das ursprüngliche Fragezeichen kann durch ein Ausrufungszeichen ersetzt werden. Sportethik als Tugendethik! – dieser Satz hat seine volle Berechtigung. Das Ziel des Breitensports besteht nicht nur in der Förderung der Gesundheit, im Erleben der Körperlichkeit und der Gemeinschaft Gleichgesinnter, sondern liegt auch in der Eröffnung einer gesteigerten Intensität des Lebensvollzugs, innerhalb dessen der Mensch seinen Leib als Tor zur Entdeckung seines Ich in der Welt erfährt, als Weg zur Erschließung seiner bis dahin unbekannten Daseinsmöglichkeiten und als Chance, die in ihm liegenden besten Anlagen auszuloten und weiterzuentwickeln¹⁴. Dieses Motiv war es ja wohl auch, das schon in der Antike die Menschen begeisterte und sie antrieb, die Verbindung von geistiger und sportlicher Tätigkeit als Weg zu einer umfassenden Persönlichkeitsbildung mit dem Ziel eines gelingenden Lebensentwurfes systematisch und konsequent zu verfolgen. Jene Form der Ethik, die auf diesen Voraussetzungen aufbaut, wird im klassischen Sprachgebrauch als Tugendethik bezeichnet. Im modernen Breitensport sind die in ihr entwickelten ethischen Haltungsbilder unverzichtbar.

¹⁴ Vgl. A. Koch, *Der Sport am Scheideweg*. Thaur-Wien-München 1995, 27-41.